

MITCH ALBOM

Damit ihr mich nicht vergesst



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Mitch Albom ist überrascht, als Albert Lewis, der betagte Rabbi seiner Heimatgemeinde in New Jersey, ihn darum bittet, nach seinem Tod die Trauerrede für ihn zu halten.

Er versteht nicht, weshalb der Rabbi ihn dafür ausgewählt hat, denn den Bezug zum Glauben hat er schon lange verloren. Schließlich willigt er unter der Bedingung ein, den Rabbi besser kennenlernen zu dürfen. Und so erfährt er Albert Lewis während der kommenden acht Jahre bei ihren Treffen nicht nur als einen engagierten Mann der Kirche, sondern auch als einen ebenso klugen wie humorvollen Menschen.

In dieser Zeit begegnet Mitch Albom in Detroit jedoch auch Henry Covington, einem Pastor mit krimineller Vergangenheit, dessen Schicksal eine fast unmöglich scheinende Wandlung erfahren hat. Die beiden Männer lehren Mitch Albom, die Welt und den Glauben mit neuen Augen zu sehen – und er nimmt aus den Gesprächen mit ihnen kostbare Anstöße und Erkenntnisse mit, die sein Leben verändern.

Autor

Mitch Albom begeisterte mit seinen Büchern »Dienstags bei Morrie«, »Die fünf Menschen, die dir im Himmel begegnen« und »Ein Tag mit dir« weltweit unzählige Leserinnen und Leser. Seine Bücher wurden in 36 Sprachen übersetzt und waren Nummer-1-Bestseller. Er lebt mit seiner Frau Janine in Detroit.

Außerdem von Mitch Albom bei Goldmann lieferbar:

Dienstags bei Morrie. Die Lehre eines Lebens (45175)

Die fünf Menschen, die dir im Himmel begegnen. Roman (46077)

Ein Tag mit dir. Roman (46843)

Mitch Albom

Damit ihr mich
nicht vergesst

Die wahre Geschichte
eines letzten Wunsches



Deutsch
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»Have a Little Faith« bei Hyperion, New York.

»Enjoy Yourself (It's Later Than You Think)«: Lyrics by Carl Sigman, Music by Herb Magidson, Copyright © 1948, 1949 Music Sales Corporation (ASCAP) and Magidson Bernhardt Music for the United States. All Rights for Magidson Bernhardt Music. Administered by WB Music Corp. All Rights outside of the United States controlled by EDWIN H. MORRIS & CO., INC. International Copyright Secured. All Rights Reserved. Used by Permission of Music Sales Corporation and Alfred Publishing Co., Inc.

»Hallelujah Anyhow«: Words and Music by Joseph Pace II. © 2003 Integrity's Praise! Music/BMI and Pace's Vision Music (admin. by Integrity's Praise! Music) c/o Integrity Media, Inc., 1000 Cody Road, Mobile, AL 36695. All Rights Reserved. International Copyright Secured. Used by Permission.

»Hello, Dolly!«: Music and Lyrics by Jerry Herman © 1963 (Renewed) JERRY HERMAN. All Rights Controlled by EDWIN H. MORRIS & COMPANY, A Division of MPL Music Publishing, Inc. All Rights Reserved.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Aktualisierte Taschenbuchausgabe September 2012
Copyright © der Originalausgabe 2009 by Mitch Albom, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagmotiv: © FinePic®, München

Redaktion: Almut Werner

AG · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47497-4

www.goldmann-verlag.de

Nun endlich ein Buch für meinen Vater,
Ira Albom, an den ich immer geglaubt habe

Anmerkung des Autors



Diese Geschichte umfasst einen Zeitraum von acht Jahren. Dass sie entstehen konnte, verdanke ich der Mitarbeit von Albert Lewis und Henry Covington, zwei einzigartigen Männern, die mir Einblick in ihre Lebensgeschichten gewährten, sowie ihren Frauen, Kindern und Enkelkindern, denen ich mich zu großer Dankbarkeit verpflichtet fühle. Alle im Buch geschilderten Begegnungen und Gespräche fanden in der beschriebenen Form statt, wurden allerdings in einigen Fällen aus erzählerischen Gründen zeitlich verschoben, so dass beispielsweise ein Gespräch, das im Oktober des einen Jahres stattgefunden hat, in den November des nächsten verlegt wurde.

Dieses Buch handelt zwar vom Glauben, doch der Autor betrachtet sich nicht als Experte für Religionsfragen und will auch keine Anleitungen für eine bestimmte Religion geben. Das Buch wurde vielmehr in der Hoffnung verfasst, dass Menschen jeglicher Glaubensrichtungen etwas für sich darin finden können.

Der Tradition der Abgabe des Zehnten folgend, spendet der Autor ein Zehntel seiner Einnahmen von jedem verkauften Exemplar für wohltätige Zwecke – unter anderem sollen der im Buch erwähnten Kirche, der Synagoge und den Obdachlosenunterkünften Spendengelder zufallen.

Der Autor möchte der Leserschaft seiner vorherigen Bücher danken und begrüßt herzlich neu hinzugekommene Leser.

Inhalt



Am Anfang ...	11
---------------	----

FRÜHLING

Die Tradition des Weglaufens	19
Bekannntschaft mit dem Rebbe	23
Ein bisschen Geschichte	25
Henrys Leben	30
Die Gottesakte	32
Haus des Friedens	40
Die tägliche Mühsal des Glaubens	50
Ritual	60
Das Ende des Frühlings	64

SOMMER

Was wir verlieren ...	74
Gemeinde	82
Noch ein wenig Geschichte	87
Die wichtigste Frage	100
Warum Krieg?	109
Glück	120
Das Ende des Sommers	128

HERBST

Kirche	131
Was ist Reichtum?	136
Kirche	142
Alt	147
Kirche	156
Eine gute Ehe	165
Dein Glaube, mein Glaube	181
Was wir finden ...	190
Thanksgiving	194
Das Ende des Herbstes	203

WINTER

Wintersonnende	217
Gut und Böse	222
Cass' Leben	228
Um Verzeihung bitten	238
Der Moment der Wahrheit	244
Himmel	252
Kirche	258
Abschied	262
Die Trauerrede	265
Was wir zurücklassen ...	275
Epilog	281
 Zwei Jahre später	 283
 Danksagung	 295

Am Anfang...



Am Anfang stand eine Frage.

»Würden Sie meine Trauerrede halten?«

Ich verstehe nicht recht, antwortete ich.

»Meine Trauerrede?«, fragte der alte Mann noch einmal.

»Wenn ich gehe.« Er blinzelte hinter seinen Brillengläsern. Sein ordentlich gestutzter Bart war grau, und er stand ein wenig gebeugt.

Sterben Sie denn bald?, fragte ich.

»So schnell nun auch wieder nicht«, antwortete er und grinste.

Aber warum –

»Weil ich Sie für eine gute Wahl halte. Und weil ich glaube, dass Sie wissen werden, was Sie sagen sollen, wenn die Zeit gekommen ist.«

Stellen Sie sich den frömmsten Mann vor, den Sie kennen. Ihren Priester. Ihren Rabbiner. Ihren Imam. Und nun stellen Sie sich vor, wie er Ihnen auf die Schulter klopft und Sie darum bittet, seinen Abschied von der Welt zu zelebrieren, wenn er gestorben ist.

Stellen Sie sich vor: Der Mann, der von Berufs wegen Menschen ins Himmelreich schickt, bittet nun Sie darum, ihn ins Himmelreich zu schicken.

»Und?«, sagte er. »Würden Sie das machen?«

Am Anfang stand noch eine weitere Frage.

»Wirst du mich retten, Jesus?«

Der Mann hielt ein Gewehr in Händen und versteckte sich mitten in der Nacht vor einem Reihenhauses in Brooklyn hinter Mülltonnen. Seine Frau und seine kleine Tochter weinten. Der Mann hielt Ausschau nach Scheinwerfern, weil er glaubte, dass in dem nächsten Auto seine Mörder sitzen würden.

»Wirst du mich retten, Jesus?«, fragte er. »Wirst du mich retten, wenn ich verspreche, dir von nun an zu folgen?«

Stellen Sie sich den frömmsten Mann vor, den Sie kennen. Ihren Priester. Ihren Rabbiner. Ihren Imam. Und nun stellen Sie sich vor, wie er in schmutzigen Kleidern mit einem Gewehr in der Hand hinter Mülltonnen hockt und Jesus anfleht, ihn zu erretten.

Stellen Sie sich vor: Der Mann, der Menschen ins Himmelreich schickt, fleht darum, nicht in die Hölle zu kommen.

»Bitte, Herr«, flüstert er. »Wenn ich gelobe ...«

Diese Geschichte handelt davon, wie ich lernte, an etwas zu glauben. Und sie handelt von zwei sehr unterschiedlichen Männern, die mir das beigebracht haben. Ich brauchte sehr lange, um diese Geschichte zu schreiben. Sie führte mich in Kirchen und Synagogen, in große Städte und Vororte und zu den Barrieren »wir« und »die anderen«, die überall auf der Welt den Glauben spalten.

Und schließlich führte sie mich nach Hause zurück, in eine Synagoge voller Menschen, zu einem Sarg aus Kiefernholz, zu einem leeren Pult.

Am Anfang stand eine Frage.

Diese Frage wurde zu einem letzten Wunsch.

»*Würden Sie meine Trauerrede halten?*«

Und, wie so oft in Glaubensdingen, nahm ich an, dass ich um etwas gebeten worden sei. Doch in Wirklichkeit bekam ich etwas geschenkt.

FRÜHLING

SOMMER

HERBST

WINTER

Im Jahre 1965 ...



... werde ich von meinem Vater am Samstagmorgen zum Gottesdienst vor dem Gemeindehaus abgesetzt.

»Du musst gehen«, sagt er.

Ich bin sieben Jahre alt und damit zu jung, um die naheliegende Frage zu stellen: Wieso muss ich gehen, er aber nicht? Ich gehorche, betrete das Haus und gehe einen langen Flur entlang zu dem kleinen Synagogenraum, in dem die Gottesdienste für Kinder abgehalten werden.

Ich trage ein kurzärmliges weißes Hemd und eine Clipkrawatte. Ich öffne die Holztür. Auf dem Boden krabbeln kleine Kinder.

Drittklässler gähnen. Sechsklässlerinnen in schwarzen Baumwollgymnastikanzügen sitzen in Grüppchen zusammen und flüstern miteinander.

Ich nehme mir ein Gebetbuch. Die hinteren Plätze sind alle besetzt, und ich setze mich nach vorne. Plötzlich öffnet sich die Tür, und es wird still.

Der Mann Gottes tritt ein.

Er ist riesengroß und hat dichtes schwarzes Haar. Er trägt ein langes Gewand, und wenn er spricht, wedelt es an seinen Armen wie ein Blatt im Wind.

Er erzählt eine Geschichte aus der Bibel und stellt uns Fragen. Während er auf unsere Antworten wartet, schreitet

*er über die Estrade und kommt dabei immer näher zu mir.
Mir bricht der Schweiß aus, und ich bitte Gott, mich un-
sichtbar zu machen. Bitte, Gott, bitte.*

Das ist mein inbrünstigstes Gebet an diesem Tag.

MÄRZ

Die Tradition des Weglaufens



Adam versteckte sich im Garten Eden. Jonas flüchtete vor Gott auf ein Schiff und wurde vom Wal verschlungen.

Der Mensch möchte vor Gott weglaufen – das ist eine alte Tradition. Ich folgte also in gewisser Weise nur der Tradition, als ich anfang, vor Albert Lewis wegzulaufen, kaum dass ich gehen konnte. Er war natürlich nicht Gott, aber in meinen Augen kam er gleich nach ihm: Für mich war er ein heiliger Mann, ein Geistlicher, der Chef, der Oberrabbiner. Meine Eltern traten seiner Gemeinde bei, als ich noch ein Kleinkind war. Während seiner Predigten saß ich auf dem Schoß meiner Mutter.

Doch sobald ich verstehen konnte, wer er war – ein Mann Gottes –, lief ich vor ihm davon. Sobald ich ihn im Flur sichtete, rannte ich weg. Ich flüchtete sogar noch als Teenager vor ihm, sobald ich ihn kommen sah. Er war über eins achtzig groß, und ich fühlte mich klein in seiner Nähe. Wenn er mich durch seine schwarz gerahmte Brille ansah, kam es mir vor, als könne er all meine Sünden und Fehler erkennen.

Deshalb lief ich vor ihm weg.

Und ich rannte, bis er mich nicht mehr sehen konnte.

Daran dachte ich, als ich im Frühling 2000 eines Morgens nach einem Gewitter zu ihm fuhr. Einige Wochen zuvor hatte der damals zweiundachtzigjährige Albert Lewis mich nach einem Vortrag von mir im Flur angesprochen und mir diese eigenartige Frage gestellt.

»Würden Sie meine Trauerrede halten?«

Die Frage brachte mich ziemlich aus der Fassung. Um so etwas war ich noch nie gebeten worden, von niemandem – geschweige denn von einem hohen Geistlichen. Wir waren umgeben von Menschen, aber er lächelte, als hätte er mir eine ganz alltägliche Frage gestellt. Schließlich stammelte ich, dass ich mir das in Ruhe überlegen müsste.

Ein paar Tage später rief ich ihn an.

Ich würde seinem Wunsch nachkommen, sagte ich. Ich würde bei seinem Begräbnis sprechen – aber nur unter der Voraussetzung, dass ich ihn als Mensch näher kennen lernen könnte, um für die Trauerrede ein vollständiges Bild von ihm zu haben. Dazu müssten wir uns wohl ein paar Mal treffen.

»Einverstanden«, antwortete er.

Ich bog in seine Straße ein.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich über Albert Lewis nur so viel, wie man als Zuschauer über einen Schauspieler weiß. Ich kannte seinen Sprechstil, seine Bühnenpräsenz, seine kraftvolle Stimme und seine ausdrucksstarken Gesten, das Charisma, mit dem es ihm gelang, seine Gemeinde in Bann zu schlagen. Sicher, als Kind hatte ich ihn auch aus der Nähe erlebt, als Lehrer und bei familiären Anlässen wie der Hochzeit meiner Schwester und dem Begräbnis

meiner Großmutter. Aber in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren hatte ich kaum etwas mit ihm zu tun gehabt. Und was weiß man schon über seinen Geistlichen? Man hört ihm zu. Man achtet ihn. Aber als Mensch? Für mich war mein Rabbiner so fern wie ein König. Ich hatte noch nie in seinem Haus gegessen. Ich hatte mich nie in gesellschaftlichem Rahmen mit ihm unterhalten. Wenn er menschliche Schwächen hatte, so kannte ich sie jedenfalls nicht. Seine Gewohnheiten? Auch die waren mir unbekannt.

Nun, das stimmt nicht ganz. Eine kannte ich doch: Er sang gerne. Das wusste jeder in der Gemeinde. Seine Predigt konnte plötzlich zur Arie geraten. Und wenn man sich mit ihm unterhielt, trällerte er manchmal unversehens ganze Sätze. Er war eine Art Ein-Mann-Broadway-Show.

Wenn sich jemand nach seinem Befinden erkundigte, kniff er die Augen zusammen, hob die Hand, als wolle er ein Orchester dirigieren, und schmetterte:

*»Der alte graue Rabbi
ist auch nicht mehr, was er mal war,
ist auch nicht mehr, was er mal war ...«*

Ich trat auf die Bremse. Was machte ich hier? Ich war auf keinen Fall der Richtige für diese Aufgabe. Ich war nicht mehr religiös. Ich lebte nicht einmal mehr in diesem Bundesstaat. Albert Lewis war der Mann, der bei Begräbnissen Reden hielt, nicht ich. Wer hält schon die Trauerrede für einen Mann, der selbst Trauerreden hält? Ich wäre am

liebsten umgekehrt und hätte mir eine Ausrede ausgedacht.

Der Mensch will vor Gott davonlaufen.

Doch ich war in der anderen Richtung unterwegs.

Bekanntschaft mit dem Rebbe



Ich ging den Weg zum Haus entlang und blieb vor der Haustür stehen. Um die Fußmatte herum lagen Gras und welke Blätter. Dann drückte ich auf die Klingel. Sogar das fühlte sich merkwürdig an. Vermutlich hatte ich angenommen, dass ein heiliger Mann keine Klingel an der Haustür hat. Andererseits: Was hatte ich erwartet? Er wohnte in einem Haus. Wo denn sonst? In einer Höhle vielleicht?

Da ich schon keine Klingel vermutet hatte, war ich erst recht nicht gefasst auf den Anblick, der sich mir dann bot. Der Mann, der mir die Tür öffnete, trug Socken zu Sandalen, lange Bermuda-Shorts und ein über die Hose hängendes kurzärmliges Button-down-Hemd. Ich hatte den Rebbe bislang immer nur im Anzug oder im Talar gesehen. So nannten wir ihn als Jugendliche: »der Rebbe«. Als sei er eine Art Superheld. Der Hulk. Der Rebbe. Damals war er, wie gesagt, eine imposante Gestalt: ein großer Mann mit ernster Miene, markanten Wangenknochen, buschigen Augenbrauen und dichtem dunklem Haar.

»Hallihallo, junger Mann«, begrüßte er mich nun fröhlich.

Ähm, hallo, sagte ich und bemühte mich, ihn nicht anzuglotzen.

»Nur herein«, trällerte er. »Enn-treez!«

In diesem Outfit wirkte der Rebbe ungewohnt schwäch-
tig und gebrechlich auf mich. Seine Oberarme, die ich zum
ersten Mal zu Gesicht bekam, waren dünn und schlaff und
mit Altersflecken übersät. Die Brille mit den dicken Glä-
sern war ihm auf die Nase gerutscht, und er blinzelte, als
könne er mich nur schlecht sehen. Das gescheitelte Haar
war weißgrau, und der melierte Spitzbart zwar sorgfältig
gestutzt, aber mir fielen trotzdem ein paar Stellen auf, die
er beim Rasieren übersehen hatte. Als der Rebbe mir vo-
rausging in sein Büro, starrte ich auf seine dünnen Beine
und machte möglichst kleine Schritte, um ihn nicht verse-
hentlich anzurempeln.

Wie kann ich beschreiben, wie mir an jenem Tag zu-
mute war? Ich habe inzwischen beim Propheten Jesaja eine
Passage gefunden, in der Gott spricht:

*»Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken,
und eure Wege sind nicht meine Wege,
sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde
so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine
Gedanken als eure Gedanken.«*

Ich hatte erwartet, dass ich mich genau so fühlen würde:
klein und unwürdig. Ich meine, ich hatte es hier mit einem
Gesandten Gottes zu tun, zu dem man schließlich aufbli-
cken soll, nicht wahr?

Doch stattdessen trippelte ich einem alten Mann hinter-
her, der kurze Hosen und Sandalen mit Socken trug. Und
dachte unwillkürlich, dass er ziemlich albern aussah.

Ein bisschen Geschichte



Ich sollte Ihnen erzählen, warum ich mich vor der Trauerrede drücken wollte und welche Einstellung ich zur Religion hatte, als diese ganze Geschichte begann. Ich hatte gar keine, um ehrlich zu sein. Kennen Sie die gefallenen Engel, die im Christentum vorkommen? Oder den Dschinn Iblis, der im Koran aus dem Himmel verbannt wird, weil er sich weigert, sich vor Gott zu verneigen?

Hier auf der Erde sieht es weniger dramatisch aus, wenn man vom Glauben abfällt. Man gerät einfach ins Trudeln und wandert davon.

Ich weiß, wovon ich rede, denn genau so war es bei mir.

Oh, ich hätte durchaus fromm werden können. Gelegenheit dazu hatte ich genug. Ich wuchs in einer mittelständischen Vorstadt in New Jersey auf und wurde schon als Junge von meinen Eltern für die Religionsschule beim Rebbe angemeldet, die ich dreimal die Woche besuchte. Das hätte ich für mich nutzen können. Stattdessen betrug ich mich, als würde ich gegen meinen Willen dorthin geschleppt wie ein Häftling. Wenn wir (mit den wenigen anderen jüdischen Kindern aus unserer Wohngegend) im Kombi losfuhren, starrte ich sehnsüchtig aus dem Fenster auf meine christlichen Freunde, die auf der Straße Fußball spielten. *Warum ausgerechnet ich?*, fragte ich mich. Wäh-

rend des Unterrichts verteilten die Lehrer Salzstangen, und ich leckte gedankenverloren das Salz ab und träumte vor mich hin, bis die Glocke ertönte und mich befreite.

Auf Drängen meiner Eltern hin war ich bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr nicht nur ausreichend auf meine Bar Mizwa vorbereitet, sondern konnte auch die traditionellen Tonfolgen aus der Tora lesen, den heiligen Schriftrollen mit den ersten fünf Büchern des Alten Testaments. Ich las regelmäßig jeden Samstagmorgen. In meinem einzigen Anzug (der natürlich dunkelblau war) stand ich auf einer Holzkiste, damit ich groß genug war, um über die Rollen schauen zu können. Der Rebbe stand ein paar Schritte entfernt und beobachtete meinen Vortrag. Danach hätte ich mit ihm sprechen und den Bibeltext erörtern können. Doch das tat ich nicht. Ich gab ihm lediglich die Hand, stieg zu meinem Vater ins Auto und ließ mich heimfahren.

Als höhere Schule besuchte ich – wiederum auf Wunsch meiner Eltern – eine Privatschule, auf der die eine Tageshälfte dem säkularen und die andere dem religiösen Unterricht vorbehalten war. Ich lernte also nicht nur Mathe und europäische Geschichte, sondern las auch das zweite und das fünfte Buch Mose, das erste und zweite Buch der Könige und die Sprüche Salomos, und zwar alles in der Originalsprache. Ich schrieb Aufsätze über Archen und Manna, die Kabbala und die Mauern von Jericho. Ich lernte sogar eine frühe Form des Aramäischen, damit ich Talmud-Kommentare aus dem 12. Jahrhundert von Gelehrten wie Raschi und Maimonides übersetzen konnte.

Zum Studium ging ich dann auf die Brandeis University, die hauptsächlich von jüdischen Studenten besucht

wird. Um meinen Beitrag zu den Studiengebühren leisten zu können, betreute ich Jugendgruppen in einer Synagoge außerhalb von Boston.

Als ich schließlich meinen Abschluss machte und in die Welt hinauszog, war ich genauso firm in meiner Religion wie jeder andere junge Mann, den ich kannte.

Und dann?

Dann ließ ich das alles mehr oder weniger links liegen.

Ich rebellierte nicht gegen meine Religion. Ich büßte auch nicht auf tragische Weise meinen Glauben ein. Wenn ich ehrlich bin, hatte es mehr mit Gleichgültigkeit zu tun. Ich hatte kein Bedürfnis nach Religion. Ich machte Karriere als Sportreporter, und meine Tage bestanden vor allem aus Arbeit: Samstagvormittags war ich unterwegs zu College-Footballspielen, und sonntagmorgens schaute ich die Spiele der Profis an. Ich besuchte keine Gottesdienste mehr; dafür hatte ich keine Zeit. Es ging mir gut. Ich war gesund, ich verdiente Geld, beruflich ging es bergauf. Ich hatte es nicht nötig, Gott um etwas zu bitten, und solange ich niemandem Schaden zufügte, dachte ich mir, würde Gott wohl auch nichts von mir verlangen. Ich war der Meinung, dass Gott und ich ein vernünftiges Arrangement getroffen hatten: Wir gingen beide unserer Wege. Ich für meinen Teil hielt keine religiösen Regeln ein und traf mich mit Mädchen unterschiedlichster Religionen. Dann heiratete ich eine schöne dunkelhaarige Frau, die Halblibanesin war. Im Dezember kaufte ich ihr Weihnachtsgeschenke, und unsere Freunde scherzten: Ein Jude, der eine christliche Araberin heiratet? Na dann viel Glück.

Im Lauf der Zeit entwickelte ich eine ziemlich zynische Grundhaltung zu offen gelebter Religiosität. Leute, die zu fanatisch waren und sich allzu heilig gaben, machten mir Angst. Und die heuchlerische Frömmerei, die ich in der Politik und im Sport zu sehen bekam – Kongressabgeordnete, die von ihren Geliebten direkt zum Gottesdienst gingen, Football-Trainer, die gegen die Regeln verstießen und dann mit der Mannschaft beteten –, trug nicht dazu bei, an dieser Haltung etwas zu ändern. Außerdem neigen Juden in Amerika – vermutlich ebenso wie überzeugte Christen, Muslime oder Hindus – dazu, ihre Einstellungen für sich zu behalten, weil sie tendenziell das Gefühl haben, fremd und anders zu sein.

Ich machte es genauso.

Einziges Überbleibsel meiner religiös geprägten Kindheit und Jugend war die Bindung an meine Gemeinde in New Jersey. Aus irgendeinem Grund – der mir selbst nicht klar ist – hatte ich mich nie einer anderen angeschlossen. Dabei lebte ich in Michigan – fast tausend Kilometer entfernt.

Ich hätte mir einen näheren Ort zum Beten suchen können.

Stattdessen hielt ich an meinem alten Gemeindehaus fest. Jeden Herbst fuhr ich zu den hohen Feiertagen nach Hause und stand während des Gottesdienstes zwischen meinem Vater und meiner Mutter. Vielleicht war ich zu stur, um etwas an dieser Tradition zu verändern; vielleicht war es mir auch einfach nicht wichtig. Aber so kam es dazu, dass sich auch an einer anderen Sache nichts änderte: Vom Tag meiner Geburt an gab es nur einen einzigen Geistlichen, der mich betreute.

Albert Lewis.

Und er selbst betreute sein Leben lang nur eine einzige Gemeinde.

Wir hatten uns beide fürs Leben gebunden.

Das war auch die einzige Gemeinsamkeit zwischen uns – glaubte ich.

Henrys Leben



Zur selben Zeit, in der ich in einer Vorstadt groß wurde, wuchs in Brooklyn ein Junge heran, der ungefähr so alt war wie ich und der eines Tages ebenfalls mit seinem Glauben ringen würde. Doch sein Weg sah ganz anders aus.

Als Kind teilte er sein Zimmer mit Ratten.

Henry Covington war das zweitjüngste von sieben Kindern und lebte mit seinen Eltern, Willie und Wilma Covington, und den Geschwistern in einer winzigen Wohnung an der Warren Street. Die vier Brüder mussten sich ein Zimmer teilen, die drei Schwestern ein anderes.

Die Küche war von Ratten bewohnt.

Nachts stand ein Topf mit Reis auf dem Küchentisch, damit die Ratten sich daran gütlich tun konnten und die Schlafzimmer in Ruhe ließen. Tagsüber hielt Henrys älterer Bruder die Nager mit einer Luftpistole in Schach. Henry schlief immer unruhig, weil er Angst hatte, im Schlaf gebissen zu werden.

Henrys Mutter arbeitete als Hausmädchen – überwiegend für jüdische Familien –, und sein Vater war ein Kleinganove, ein stattlicher kraftvoller Mann, der zuhause gerne sang. Er hatte eine schmelzende Stimme, die an Otis Redding erinnerte, aber wenn er sich am Freitagabend rasierte und dazu »Big Legged Woman« sang, schäumte

Henrys Mutter vor Wut, weil sie wusste, wo er danach hinging. Es gab häufig laute und gewalttätige Streitereien.

Als Henry fünf Jahre alt war, stritten sich seine Eltern eines Abends schreiend und fluchend vor dem Haus. Plötzlich brachte Wilma ein Gewehr, Kaliber 22, zum Vorschein und drohte, auf ihren Mann zu schießen. Als sie abziehen wollte, warf sich ein anderer Mann dazwischen und schrie: »Nein, tun Sie's nicht!«

Die Kugel traf seinen Arm.

Wilma Covington wurde für zwei Jahre nach Bedford Hills ins Hochsicherheitsgefängnis für Frauen geschickt. Henry und sein Vater besuchten sie dort jedes Wochenende. Unterhalten konnten sie sich nur durch eine Glas-scheibe.

»Vermisst du mich?«, fragte Wilma immer.

»Ja, Mama«, antwortete Henry dann.

In diesen Jahren war er so mager, dass sie ihm ein Mittel zum Zunehmen mit Karamellgeschmack verabreichten, damit er wenigstens ein bisschen Fleisch auf die Knochen bekam. Sonntags ging er in eine Baptistenkirche in der Nähe, weil der Pastor den Kindern nach dem Gottesdienst bei sich zuhause Eiscreme servierte. Das gefiel Henry gut.

Auf diese Weise kam er in Kontakt mit dem Christentum. Der Pastor sprach von Jesus und dem heiligen Vater. Von Jesus konnte Henry sich Abbildungen ansehen, aber von Gott musste er sich selbst ein Bild machen. Er stellte sich eine riesige dunkle Wolke mit Augen vor, die nicht menschlich waren. Und mit einer Krone.

Nachts betete Henry zu der Wolke und bat sie, die Ratten von ihm fernzuhalten.



Mitch Albom

Damit ihr mich nicht vergesst

Die wahre Geschichte eines letzten Wunsches

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

2 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-47497-4

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2012

Mitch Albom ist überrascht, als Albert Lewis, der betagte Rabbi seiner Heimatgemeinde, ihn bittet, bei seinem Tod die Trauerrede zu halten. Er versteht nicht, weshalb der Rabbi ihn dafür ausgewählt hat, denn den Bezug zum Glauben hat er schon lange verloren. Schließlich willigt er unter der Bedingung ein, den Rabbi besser kennenlernen zu dürfen. Zur gleichen Zeit trifft er auf Henry Covington, einem Pastor mit einer völlig anderen Glaubensgeschichte als der des Rabbi. Diese beiden Männer lehren Mitch Albom, die Welt und den Glauben mit neuen und ganz anderen Augen zu sehen.



Der Titel im Katalog